2018/39 Reportage

https://shop.jungle.world/artikel/2018/39/wahlkampf-mit-juden

Ein Besuch bei jüdischen Kandidatinnen und Kandidaten für die belgischen Kommunalwahlen

Wahlkampf mit Juden

Reportage Von **Tobias Müller**

In Belgien finden am 14. Oktober Kommunalwahlen statt. Wenn in dem Land gewählt wird, steht Antwerpen immer im Mittelpunkt. Besonders umkämpft ist diesmal die »jüdische Stimme«. Jüdische Kandidatinnen und Kandidaten finden sich in fast allen Parteien.

André Gantman ist leicht empört. Zumindest versucht er, so zu klingen. »Wo hängt mein Plakat?« fragt er Benjamin Hoffman, den Restaurantbesitzer, dem er soeben seine Bestellung genannt hat. Hoffman grinst in seinen langen Bart, dann weist er mit entschuldigender Miene auf die Flugblätter. »André Gantman, Listenplatz 19, N-VA«, steht darauf. Die Flugblätter hat man immerhin am Rand des Tresens schon ausgelegt. Das Plakat werde bald draußen an der Wand folgen, versichert Hoffman seinem Stammkunden.

Wenn in Antwerpen die Wahlkampfsaison anbricht, bleibt auch das koschere Restaurant »Hoffy’s« davon nicht verschont; es ist die bekannteste kulinarische Adresse im jüdischen Viertel. Auch in manchen Schaufenstern der umliegenden Straßen blicken einem schon André Gantmans Parteikollegen von Wahlplakaten der Nieuw-Vlaamse Alliantie (N-VA) entgegen. Die rechten flämischen Nationalisten, nicht zu verwechseln mit dem radikaleren Vlaams Belang, sind die größte Partei im niederländischsprachigen Norden Belgiens, in Antwerpen und womöglich auch in diesem Viertel. Gantman, ein 68jähriger Anwalt, heute in beige-grauem Anzug und oranger Krawatte, gilt als jüdisches Aushängeschild der N-VA.

Am 14. Oktober werden in ganz Belgien die Gemeinderäte neu gewählt. Es ist ein wichtiger Test für die Parlamentswahlen 2019 und traditionell sind viele belgische Spitzenpolitikerinnen und -politiker auch auf Gemeindeebene aktiv. Seit Wochen geht es hoch her in der politischen Debatte. Statt Sommerloch gab es einen verbissenen und auf groteske Weise unterhaltsamen Schlagabtausch, in dessen Mittelpunkt mehrfach auch jüdische Kandidaten aus Antwerpen standen. Neun sind es diesmal: Claude Marinower, Samuel Markowitz, Micheline Warschitzky und Toby Fischler für die Open Vlaamse Liberalen en Democraten (Open VLD), Gantman und Isabelle Zanzer für die N-VA, Tatjana Scheck für die Sozial- und Rezi Friedman für die Christdemokraten. Sogar für den

rechtsextremen Vlaams Belang tritt mit Linda Maes eine jüdische Kandidatin an.

Das hat möglicherweise viel mit dem Beispiel zu tun, das Gantman gegeben hat. Ende der neunziger Jahre saß er für die liberale Partei Open VLD als Schöffe im Stadtrat. Schöffen sind in Belgien gewählte Beigeordnete der Bürgermeisterin oder des Bürgermeisters, vergleichbar den Dezernenten in deutschen Kommunen. Weil Gantman in einen Korruptionsfall verwickelt war, trat er zurück. Bei den Stadtratswahlen 2012 stellte ihn überraschenderweise die N-VA als Kandidaten auf – ein Schachzug des Parteivorsitzenden Bart De Wever, mit dem Gantman gut befreundet ist. Die N-VA ging aus den Wahlen 2012 als stärkste Partei hervor, De Wever wurde Bürgermeister von Antwerpen und Gantman Exponent eines besonderen Bemühens der N-VA, das viele überraschte: Die Partei warb um Antwerpens Jüdinnen und Juden.

Nationalismus mit Apfelstrudel

Eine »bescheidene Rolle« habe er in dieser Strategie gespielt, räumt Gantman ein. Näher beschreiben will er sie aber nicht. Gesprächiger ist er, wenn es um aktuelle Wahlkampfthemen geht, vor allem »Sicherheit und Diversität«. Die N-VA, bekannt für ihre Law-and-Order-Haltung und ihren Kampf gegen Einwanderung, gilt im jüdischen Antwerpen vor allem als Partei, die gegen die terroristische Bedrohung in den vergangenen Jahren verlässlich Schutzmaßnahmen für jüdische Einrichtungen lieferte. Zur Frage nach der Diversität meint Gantman: »In Antwerpen mit all den verschiedenen Nationalitäten geht es um eine grundsätzliche Entscheidung: Entweder bleibt jeder in seiner Ecke, oder alle fügen sich ein in den Rahmen fundamentaler Werte der Aufklärung.«

Nun gibt es in der Hafenmetropole nicht nur konservative Muslime und Islamisten, denen ein solches Ansinnen ein Gräuel ist. Auch die Lehrinhalte mancher jüdischer Schulen weichen bisweilen deutlich von einem aufklärungszentrierten Curriculum ab, und man könnte durchaus auf die Idee kommen, die orthodoxen Jüdinnen und Juden im Diamantenviertel zwischen Bahnhof und Stadtpark lebten in einer Parallelgesellschaft. Das verneint Gantman nicht, doch er nuanciert: »Man kann zu seinen Werten und Traditionen stehen, ohne Kinder gegen die Gesellschaft aufzubringen.«

> »Ich finde, dass linke Parteien in Europa zu oft nur eine Seite des Palästinakonflikts sehen.«
> *Tatjana Scheck, Kandidatin der sozialdemokratischen Partei SPA*

Diese Aussagen zeigen, was so manche jüdische Wählerin und manchen jüdischen Wähler zur N-VA bringt. Als Sammelbecken flämischer Nationalisten ist die Partei aber mit einem Grundproblem dieser Strömung konfrontiert: An den Parteirändern finden sich auch Identitäre, Völkische und Antisemiten. Vor allem die Kollaboration der flämischen Bewegung mit den deutschen Besatzern während des Zweiten Weltkriegs ist im jüdischen Antwerpen nicht vergessen. Der N-VA jedoch steht dies nicht mehr im Weg, seit sich De Wever vor einigen Jahren öffentlich für die damalige Kollaboration entschuldigte. Eine »Zäsur« nennt Gantman diesen Schritt. Für ihn sei die Partei damit entlastet, »denn eine Initiative Bart De Wevers ist eine Initiative der Partei«.

Um sich für seine Nachmittagstermine zu stärken, lässt sich Gantman vom Kellner noch zum hausgemachten Apfelstrudel überreden – »aber ohne Eis«. Die jüdische Bevölkerung Antwerpens, erzählt er, sei keinesfalls homogen: »Von Freidenkern über modern-orthodox bis strikt-orthodox und noch mehr orthodox, alles findet man hier.« Gantman selbst ist nicht als religiös bekannt. In die Synagoge geht er nur an hohen Feiertagen, doch ist er sichtlich wohlgelitten bei den verschiedenen Strömungen. Während des Essens begrüßt er mal einen alten Jugendfreund, mal einen jungen Rabbiner. Zum Abschied bittet er noch einmal, man möge sein Plakat bald aufhängen.

Divers bleiben

Zehn Minuten – länger braucht man mit dem Rad nicht vom jüdischen Viertel bis in den Stadtteil Zuid. Und doch könnte Tatjana Scheck, was die Umgebung betrifft, kaum weiter entfernt sein von André Gantman. Das »Copper« ist ein zeitgemäßes Quartiercafé an einer Straßenecke mit stilsicherer Musikauswahl für den frühen Morgen. Durch die große Fensterfront winkt Scheck immer wieder Bekannten zu, während sie am Tisch sitzt. Sie wohnt um die Ecke, war Schöffin für Jugend und Soziales im Bezirksrat und fühlt sich ausgesprochen wohl hier – »in einer vor allem türkischen Gegend, mit den besten Nachbarn, die es gibt«, so Scheck.

Auch Scheck ist eine jüdische Kandidatin – wobei das nicht alle wissen, denn sie profiliert sich in der Regel nicht als solche. Man kennt die Violinistin, die ihre eigene Musikschule betreibt, eher als umtriebig auf den Gebieten Jugend, Kunst und Kultur, was ihr diesmal den fünften Listenplatz der sozialdemokratischen Socialistische Partij Anders (SPA) eingebracht hat. Einst standen die Sozialdemokraten für Integration, Angehörige von Minderheiten wandten sich an sie und fühlten sich durch sie repräsentiert. Was die Jüdinnen und Juden Antwerpens angeht, sind diese Zeiten lange vorbei. Der Palästina-Konflikt und die Art der Diskurse über Islam und Integration haben das Verhältnis auch hier belastet.

»Eine sehr komplexe Geschichte«, bemerkt Scheck. »Ich finde, dass linke Parteien in Europa zu oft nur eine Seite des Palästina-Konflikts sehen. Schwierig ist das übrigens auch für mich persönlich, da meine gesamte Familie mütterlicherseits in Israel wohnt. Meiner Partei ist es wichtig, mit mir eine Kandidatin zu haben, die das nuanciert ausdrückt. Ich sehe die jüdische Gemeinschaft aber auch als erste migrantische Gemeinschaft in dieser Stadt. Seitdem sind viele hinzugekommen, die friedlich nebeneinander leben. Oft ist es mehr neben- als miteinander, aber so schlecht läuft es doch nicht.«

Scheck, Mitte 40, ist das Kind einer Musikerfamilie. Parteimitglied wurde sie vor 15 Jahren, weil sie sich gesellschaftlich engagieren wollte. Heutzutage sieht sie sich durchaus in der Nachfolge jener Sozialdemokratie, die den Jüdinnen und Juden ihrer Stadt im vergangenen Jahrhundert ein politisches Zuhause bot. Wobei es ihr gerade nicht um identitäre Bindungen geht, sondern eher um radikale Gleichheit und Partizipation. »Ich sehe mich noch mehr als Kandidatin eines vielfarbigen, superdiversen Antwerpen, wo es auf 506 000 Einwohner 172 Nationalitäten gibt. Für die wollen wir eine Art New Yorker Modell, mit

Raum für die Festtage jeder Gruppe. Das ist unser Ansatz, statt die verschiedenen Gemeinschaften gegeneinander auszuspielen.«

Schwierige Kandidatenwahl

Der Seitenhieb auf die N-VA ist unmissverständlich. Der rechten Partei wirft Tatjana Scheck vor, antimuslimische Ressentiments zu schüren. Die Annäherung der flämischen Nationalisten an Jüdinnen und Juden sieht sie als taktisches Manöver: »Das ist Teil einer Tendenz der europäischen Rechten, sich im Rahmen ihres Anti-Islam-Diskurses als proisraelisch zu inszenieren.« Dass es bei manchen Musliminnen und Muslimen auch in Antwerpen antisemitische Tendenzen gibt, will sie nicht bestreiten: »Das dürfen wir nicht kleinreden.« Die rechten Ränder der N-VA sollte man ihr zufolge jedoch ebenso wenig vernachlässigen.

Gerade wurden einige junge Kandidaten der N-VA von Wahllisten gestrichen, die der identitären flämischen Jugendbewegung Schild & Vrienden (S & V) angehörten. Bei Mitgliedern der rassistisch und sexistisch auftretenden Bewegung gab es vergangene Woche Hausdurchsuchungen wegen des Verdachts auf Straftaten. Die Parteispitze der N-VA distanziert sich von S & V, doch zeigt sich einmal mehr die Anfälligkeit mancher flämischer Nationalisten für rechtsextreme Ansichten. »Da stelle ich mir doch ein paar Fragen, wenn ich De Wever jedes Jahr bei der Shoah-Gedenkfeier mit einer Kippa sehe«, sagt Scheck.

Es fällt auf, dass die SPA Scheck nicht ausdrücklich als jüdische Kandidatin ins Rennen schickt. Ganz anders sieht das bei der Partei Christen-Democratisch en Vlaams (CD & V) aus, dem ehemals großen Konkurrenten der Sozialdemokraten um die Macht in Antwerpen. Die Christdemokraten wollen nur zu gerne eine Jüdin oder einen Juden auf ihrer Liste, um im jüdischen Viertel zu reüssieren. Dabei haben sie allerdings nicht das glücklichste Händchen. Mit Aron Berger präsentierte die CD & V im Frühjahr den ersten chassidischen Kandidaten der Antwerpener Geschichte. Kurz darauf nahm er seine Kandidatur wieder zurück, da seine Weigerung, Frauen die Hand zu geben, nicht vermittelbar war. Zudem gab es Bedenken wegen eines Strafverfahrens gegen ihn vor einigen Jahren wegen Diebstahls.

Berger war aber nur der zweitgrößte Fehlgriff der Christdemokraten in diesem Wahlkampf. Ein anderer ihrer Kandidaten, Rediart Cankja, wurde Anfang September mit drei Kilogramm Heroin im Auto von der französischen Polizei an der Grenze zur Schweiz verhaftet. Umstritten ist nun auch Bergers Nachfolgerin Rezi Friedman, eine 23jährige Pädagogin. Bedenken gegen ihre Kandidatur gibt es ausschließlich wegen ihres Vaters, des Rabbiners Moshe Friedman. Der bekennende Antizionist und Unterstützer des deutschen ehemaligen CDU-Abgeordneten Martin Hohmann nahm 2006 an einer Konferenz von Holocaust-Leugnern in Teheran teil und gilt in Antwerpen als Paria. In der jüdischen Zeitschrift Joods Actueel befürchtet man, er könnte über seine Tochter politisch Einfluss nehmen.

Jüdisch ist nicht gleich jüdisch

Es sind turbulente Spätsommerwochen in der Antwerpener Politik. Für etwas Kontinuität sorgt da der Blick auf die Wahlliste der liberalen Partei Open VLD. Weit oben, auf Platz drei, steht der Name Claude Marinower. Der 63jährige ist seit 30 Jahren aktiv in der Kommunalpolitik und derzeit stellvertretender Bürgermeister und Schöffe für Bildung im Stadtrat. Marinower ist eine Art graue Eminenz jüdischer Politik in Antwerpen. Wie Gantman ist er Anwalt. Sein Büro liegt in der Nähe des Stadtparks, der grünen Lunge des jüdischen Viertels. Auf dem Bordstein davor sieht man chassidische Väter, die ihre Kinder auf dem Fahrrad transportieren, Jungen mit Schläfenlocken auf Rollern und zwei Soldaten, die mit Sturmgewehren patrouillieren.

Natürlich sei Sicherheit eines der zentralen Themen dieser Wahl, sagt Marinower, gerade hier im Viertel. »Wir hatten in den Achtzigern Anschläge hier, das vergessen viele. Alle zwischen 30 und 50 Jahren kennen nichts anderes als Betonblöcke vor jüdischen Einrichtungen. Dazu kam 2014 der Anschlag auf das Jüdische Museum in Brüssel.« Marinower macht keinen Hehl daraus, dass die N-VA dabei ist, seiner Partei den Rang abzulaufen, auch und gerade weil sie sich als verlässlicher Beschützer darzustellen weiß. Zuvor waren die Liberalen die stärkste Kraft. Eine Verschiebung nach rechts spiele sich ab, eine, die jener des gesellschaftlichen Mainstreams ähnelt.

Nicht nur deswegen zieht Marinower ein bemerkenswertes Fazit: »Diese sogenannte jüdische Stimme gibt es nicht. Natürlich findet man neben jeder Reportage über Antwerpen ein Foto von Chassiden, aber das Viertel ist viel weniger homogen, als man denkt. Auch ›die jüdische Gemeinschaft‹, wie man immer hört, existiert so nicht. Es ist mehr so wie bei Golda Meir, die sich einmal ›Ministerpräsidentin von sechs Millionen Ministerpräsidenten‹ nannte. Ein Teil der Juden hier ist jedenfalls sehr weit entfernt von Politik und weltlichen Dingen.«

Eigentlich sei all der Aufwand, all das Werben um Antwerpens Jüdinnen und Juden ziemlich unverhältnismäßig, so Marinower: »Wenn wir von etwas über 20 000 Personen ausgehen und davon die Minderjährigen abziehen und diejenigen, die keine belgische Staatsbürgerschaft besitzen oder nicht registriert sind, schätze ich, dass es sich um 9 000 oder 10 000 Stimmen handelt. Aber man scheint zu hoffen, hier die eineinhalb oder zwei Prozent holen zu können, die am Ende den Unterschied machen können.«

Das verbreitete Unwissen über das jüdische Viertel und seine Bewohnerinnen und Bewohner habe Marinower schon in absurde Situationen gebracht, erzählt er. Etwa wenn er von Medienvertretern als »Repräsentant der jüdischen Gemeinschaft« angesprochen worden sei. Sein Selbstverständnis sei ein anderes: »Ich bin ein Politiker, der Jude ist. Ich bin Weltbürger, Europäer, Belgier, ich wohne im flämischen Teil des Landes, und ich bin auch Jude. Doch wenn ich dachte, dass sei als Politiker nicht relevant, gibt es immer andere Menschen, die mich daran erinnern. Ganz so, als wären meine Ideen zur Bildung deswegen anders.«

Marinower verabschiedet sich zu einem Termin. Er muss eine Gruppe US-amerikanischer Studierender einer summer school empfangen. Danach bringt ihn seine Fahrerin ins Parteihauptquartier, wo er seine Plakate in Empfang nehmen wird. Die heiße Phase des

Wahlkampfs steht bevor. Auf die Frage, ob das jüdische Viertel dabei eine besondere Rolle spielen werde, sagt er: »Sie sehen auch bei türkischstämmigen Kandidaten, dass sie in den entsprechenden Vierteln sehr aktiv sind. Daran ist auch nichts Seltsames. Man probiert, dort Stimmen zu holen, wo man bekannt ist. Etwas anderes ist es, wenn dieser Aspekt deine Politik beherrscht. In meiner Politik aber ist nichts Spezifisches. Ich versuche zu helfen, wo ich kann – egal, ob es um eine jüdische Schule geht oder eine türkische.«

© Jungle World Verlags GmbH